

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Folgt meinem Beispiel, Geschwister, und richtet euch auch an denen aus, deren Leben dem Vorbild entspricht, das ihr an uns habt.

Wir sind Bürger des Himmels, und vom Himmel her erwarten wir auch unseren Retter – Jesus Christus, den Herrn. Er wird unseren unvollkommenen Körper umwandeln und wird ihn seinem eigenen Körper gleichmachen, der Gottes Herrlichkeit widerspiegelt. Er hat die Macht dazu, genauso, wie er auch die Macht hat, das ganze Universum seiner Herrschaft zu unterstellen. Amen

Liebe Gemeinde, liebe Augsburger, liebe „Zuagroaste“,

woran denken Sie beim Wort „Heimat“? Was sehen Sie da vor sich, wenn Sie die Augen schließen, welche Landschaften, Orte, welche Menschen? Gibt es besondere Töne, Geräusche, Melodien, die Sie bei dem Begriff hören? Vielleicht besondere Gerüche? Ein bestimmtes Gefühl? Ich habe vor wenigen Tagen mit einem Freund aus Schulzeiten telefoniert. Im Laufe des Gesprächs stießen wir darauf, dass er nun seit 25 Jahren in Hamburg lebt. Und ich glaube, er fühlt sich da sehr wohl. Aber Heimat, meinte er, das sei für ihn der Schafkopfabend, den er nach so vielen Jahren vor einer Weile endlich ins Leben habe rufen können. Stunden voller intensiver Erinnerungen an das kleine fränkische Dorf, in dem er groß geworden ist.

Heimat, das ist ein großes Wort. Manchmal ist es auch ein schweres Wort. Etwa, weil es leer bleibt und keine Bilder wachruft, weil es in der Biographie zu viele Orte gibt, als dass einer hätte Heimat werden können. Oder weil einer den Begriff nicht hören kann, ohne schmerzlich daran zu denken, dass er seine Heimat für immer verloren hat. Immer noch begegnet mir dieser Schmerz bei vielen Geburtstagsbesuchen. Die Vertreibungen nach dem Krieg, die Abschiede der Spätaussiedler - die Wunden solcher Erlebnisse wollen mitunter ein Leben lang nicht verheilen.

Ohne Heimat, ohne einen Boden, in dem einer wurzelt oder neue Wurzeln schlagen kann, kann ein Mensch nur schwer gedeihen. Wie nötig das ist, das man irgendwo wirklich ankommt, das wird in diesen Tagen auf erschreckende Weise deutlich an den Taten derer, die aus ihrer Heimat zu uns geflohen sind, eine neue Heimat hier nicht gefunden haben und in ihrer Orientierungslosigkeit leichte Beute werden für die Prediger von Hass und Gewalt.

Wo sind wir zuhause? Wo gehören wir hin? Die Frage beschäftigte so 20, 30 Jahre nach Jesu Tod auch die Menschen in den jungen christlichen Gemeinden. Das ersehnte Reich Gottes ließ auf sich warten, und mit dem Reich des römischen Kaisers fremdelten nicht wenige. Wo ist unsere Heimat? Paulus gibt da eine scheinbar eindeutige Antwort: wir sind Bürger des Himmels. Dort haben wir Bürgerrecht.

Wir sind Bürger des Himmels. Damit, liebe Gemeinde, steht und fällt unser

Glaube. Dass unsere Heimat dort sein wird, in der unmittelbaren, unverhüllten Gegenwart Gottes, in der Friede sein wird, in der Menschen versöhnt sein werden, versöhnt auch mit den Brüchen unseres Seins hier, weil rund und heil sein wird, was hier Bruchstücke waren, an denen wir litten, in dieser Hoffnung und Zuversicht dürfen wir leben - schon jetzt, befreit zur fröhlichen Gelassenheit eines Christenmenschen.

Doch das Bürgerrecht im Himmel macht uns nicht zu Fremden hier auf Erden. "So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Das haben wir vorhin auch gehört. Wir haben unseren Platz auch hier.

Da ist nun die Frage: wie lebt es sich mit so einer doppelten Staatsbürgerschaft? Und da ist meine erste Antwort: jedenfalls nicht so, als wären wir hier nur auf Urlaub, und das alles hier müsse uns gar nicht so wirklich interessieren. Wenn wir nächstes Jahr 500 Jahre Reformation feiern, dann steht uns hier, an diesem Ort, sehr deutlich vor Augen, was das unter anderem auch bedeutet. 500 Jahre Reformation sind 499 Jahre Anfang vom Ende des Karmelitenklosters. Dass Christsein seinen Platz nicht hinter Klostermauern, sondern mittendrin im Leben der Stadt hat, das gehört ganz an den Anfang der Reformation.

Zum heutigen Sonntag gehört auch die Erzählung, in der Abraham für die Verschonung Sodoms kämpft. Da schämt man sich fast für die Hartnäckigkeit, mit der er da Gott belästigt. Der könne doch nicht eine ganze Stadt zerstören, in der vielleicht 50 Gerechte lebten. Und als Gott das einsieht, handelt Abraham ihn herunter auf 40, und dann auf 20, und als sie sich dann auf zehn Gerechte geeinigt haben, derentwegen Gott die sündige Stadt verschonen würde, zieht er zufrieden von dannen. Nun, denkt er, hat er seine Schuldigkeit getan.

Eigentlich, könnte man meinen, hätte ihm das Schicksal der Stadt ja egal sein können. Er wusste ja, was passieren würde, es hätte ihm ja reichen können, seinen Neffen Lot und dessen Familie in Sicherheit zu bringen. Stattdessen lebt Abraham hier vor, was der Prophet später dem ganzen Volk Israel aufträgt: "Suchet der Stadt Bestes."

"Suchet der Stadt Bestes". So wahr es ist, dass wir nicht Christen sein könnten ohne die Hoffnung auf unser Bürgerrecht im Himmel, so wahr ist es auch: einstweilen sind wir Bürger hier auf Erden – mit all unseren unterschiedlichen Gaben und Talenten, mit all unseren Berufen. Derselbe Martin Luther, der den Mönchen ihre Berufung zum zurückgezogenen Leben abgestritten hat, der hat diesen Begriff des Berufes ganz neu gefüllt. Unser "Beruf", das ist all das, wohin Gott uns berufen hat. Und so ist es unser Beruf, Ehemann zu sein oder Ehefrau, Mutter, Vater, Großmutter, Großvater. Oder auch als Single zu leben – vielleicht bis Gott uns zu anderem beruft. Wir sind dazu berufen, unseren Nachbarn Nachbarn zu sein, unseren Freunden Freunde, unseren Nächsten Nächsten. Und wenn wir Pfarrer sind, Lehrer oder Bäcker, Physiotherapeutin oder Arzt, ob wir in einem Büro arbeiten oder als Handwerker oder viel mit Menschen zu tun haben – dann ist es gut, wenn

wir in all dem mehr sehen können als einen bloßen Job, der uns unser Auskommen sichert.

Denn wir glauben, dass Gottes Wille für die beiden Welten, in denen wir zuhause sind, derselbe ist. Und wenn auch hier auf dieser Welt jeder Friede unvollkommen bleibt, und kein Recht völlige Gerechtigkeit herzustellen vermag – Gott hat uns so reich begabt, auf dass wir einander zum Wohle mit unseren Talenten wuchern.

Er hat uns die Fähigkeit geschenkt zu lieben – Kindern ein Zuhause zu geben, in dem sie geborgen aufwachsen können, in ehrlichen Partnerschaften zu leben, achtsam und wertschätzend die Alten zu begleiten, deren Kräfte weniger werden.

Er hat uns die Fähigkeit geschenkt, einander verstehen zu können, Bedürfnisse anderer zu erkennen und anzuerkennen, und die Fähigkeit, Interessen auszugleichen und Kompromisse einzugehen.

Wir sind, ein jeder auf seine Weise, gesegnet mit Phantasie und Kreativität, wir können den Blick lösen von uns selbst und unser Miteinander in unserer Stadt und unserem Land in den Blick nehmen, uns ist ein langer Atem geschenkt, ausdauernd und geduldig für das einzustehen und zu kämpfen, was dem Leben der Menschen dienlich ist. Ein jeder nach dem Maß der Gaben, die ihm gegeben sind, eine jede in den Berufen, in die Gott sie gerufen hat. Wir sind gesegnet – und wir können und sollen zum Segen werden hier, wo wir unser erstes Bürgerrecht haben.

Und so heißt Christsein: ich gebe mich ganz hinein in diese Welt hier. Meine Gaben bringen Aufgaben mit sich, Verantwortung, und ich versuche, ihr gerecht zu werden. Nicht über meine Grenzen hinaus – aber auch nicht mit halbem Herzen – und nicht mit dem Gefühl: da sollen mal die anderen machen. Ich engagiere mich nach dem Maß meiner Kräfte – und mache, und das ist wohl ein ganz altmodischer Gedanke – nicht den Spaßfaktor zum entscheidenden Kriterium. So handhaben das die allermeisten von uns ganz selbstverständlich, wenn es um die Familien geht. Unsere Kinder, die uns am Anfang ihres Lebens brauchen, die alten Eltern, die uns am Ende brauchen. So handhaben wir das auch, wenn ein guter Freund unsere Unterstützung braucht – und Christ-Sein meint wohl, das auch so zu handhaben, wenn es um andere Aufgaben geht. In ihrer Rede zur Friedenspreisverleihung in der Frankfurter Paulskirche meinte die Preisträgerin Carolin Emcke, eine freie Demokratie brauche uns alle. Ich meine, da hat sie recht, und ich meine auch: besonders braucht es das Engagement von Christinnen und Christen.

Nicht weil wir die besseren Menschen seien, oder es besser könnten. Sondern weil wir als solche, die um das doppelte Bürgerrecht aller Menschen wissen, mehr Hoffnung haben für diese Menschen und ihr Miteinander in Politik und Gesellschaft.

Wenn wir darunter leiden, dass unsere hiesige Heimat zu einem recht unwohnlichen Ort für viele zu werden droht – und dadurch auch zu einem Ort, an dem wir selber gerne nicht sind – dann haben besonders wir Anlass, mit einem lächelnden Mut dieses Zuhause wieder herzurichten. Wir wissen um unser himmlisches Bürgerrecht. Und wir glauben: der uns dort "die Wohnungen bereiten"

wird, der hat uns einstweilen hier, in dieser Welt, zu Mitbürgern gemacht, zu unseren Mitbürgern geschickt. Auf dass wir von seiner Liebe zu allen Menschen erzählen, vom Frieden, den seine Engel verheißen, von der Gerechtigkeit, die wachsen kann, wo Menschen leben als Gerechtfertigte.

Auf dass wir von all dem erzählen – und dass wir den Frieden tun, die Liebe üben, die Gerechtigkeit wagen. Perfekt werden wir das alles nicht hinkriegen – aber er wird mit seinem Geist mit uns sein, wo wir so unser irdisches Bürgerrecht ausüben – und seinen Segen dazu geben, dass diese Welt wieder mehr zu einem Ort wird, an dem Menschen in Würde als Menschen leben können. Amen